

Die Anatomie der Vorbereitungen für das Symposium “Das Ende der Sprachlosigkeit?”

Vamık D. Volkan

Nachfolgend möchte ich beschreiben, wie ich zu den Treffen von fünf deutschen Psychotherapeuten, den Organisatoren des Symposiums “Das Ende der Sprachlosigkeit?”, hinzugezogen wurde, während diese sich zu einer Kleingruppe und schließlich zu einer offiziellen Organisation entwickelten, die die psychologisch nachhaltigen Folgen des “Dritten Reiches” und des Holocaust für Deutschland zu erforschen sucht. Diese Gruppe begann als eine zwanglose Zusammenkunft von Psychotherapeuten, die bei der Erörterung ihrer Fälle festgestellt hatten, daß Patienten, die etwa in ihrem Alter (um 1950 geboren) waren, bezeichnenderweise ein gemeinsames Problem hatten. Wenn diese Patienten versuchten, über das Leben ihrer Eltern oder anderer Familienmitglieder im “Dritten Reich” zu sprechen, oder darüber, wie es war, im Schatten solcher Zeitläufte aufzuwachsen, dann wußte keiner von ihnen allzuviel über diese Zeit und erst recht keine präzisen und vollständigen Einzelheiten zu berichten. Als die Kinder dieser Generation heranwuchsen, war es meist nicht üblich, daß ihre Eltern über diesen Zeitabschnitt sprachen, und weder in der Schule noch in der Kirche oder anderswo wurde eingehend darüber gesprochen. Keiner erinnerte sich, als Kind genügend über die Nazis, das “Dritte Reich” oder den Holocaust gelernt zu haben. Als diese Therapeuten dann selbst darüber nachdachten und sich zu erinnern suchten, wurde ihnen bewußt, daß auch sie in ihrer Kindheit meistens auf Schweigen getroffen waren.

Es war typisch, daß diese Personen – sowohl die Therapeuten als auch ihre Patienten – erst wesentlich später etwas über ihre Familiengeschichte während dieser Zeit, und was in den vierziger Jahren in Deutschland geschah, erfuhren; und selbst dann wurden auf Nachfrage nur dürftige Informationen herausgerückt. Wenn ein Kind auf dem Dachboden des Elternhauses zum Beispiel auf das Foto eines jungen Mannes in Uniform stieß und den Vater danach fragte, erhielt es im Zweifel die Antwort, das Foto sei von einem Bruder, der während des Krieges gefallen sei, oder es sei ein Foto “von *mir*” aus dem Krieg – weitere Einzelheiten wurden dem Kind jedoch nicht mitgeteilt. Die vielen ausgesprochenen oder unausgesprochenen Fragen des neugierigen Kindes trafen auf Sprachlosigkeit. Es war, als hätte es das “Dritte Reich”, den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust nie gegeben.

Dieses Dilemma hatte zunehmend die Neugier der Therapeuten geweckt, die dann intuitiv von der Theorie ausgingen, daß viele ihrer Patienten, auch wenn sie nicht direkt das Trauma von Hitlers Nazi-Regime, den Krieg oder Holocaust erlebt hatten, dennoch maßgebend davon betroffen und beeinflusst waren. Es gab natürlich viele geschichtlich orientierten Bücher über diese Themen, die man lesen konnte, wenn man sich mit diesen Dingen beschäftigte, sie gingen in der Regel jedoch nicht auf die eigene innere Welt, auf die persönlichen Erfahrungen und psychologischen Prozesse ein. Es gab nur wenige Stellen, an die Deutsche sich wenden konnten, um über solche persönlichen Fragen und die dadurch aufgeworfenen psychologischen Probleme zu sprechen. Die Gruppe von Therapeuten, die sowohl einen jüdischen als auch christlichen Hintergrund hatten, wollte sich dieses Bedürfnisses annehmen und wurde schließlich der Kern einer Organisation, des sogenannten *Psychotherapeutischen Arbeitskreises für Betroffene des Holocaust*, kurz PAKH genannt. Das Ergebnis ihres Interesses an diesem Thema war schließlich eine große internationale Konferenz, die im August 1998 unter dem Motto *Das Ende der Sprachlosigkeit?* in Düsseldorf stattfand.

Diese Konferenz war eine bedeutsame Leistung, da dieser Frage bezüglich deutscher Bürger und der deutschen Gesellschaft bis dahin wenig Beachtung geschenkt wurde. Ich spreche nicht von der politischen Anerkennung der Nazi-Verbrechen, dem Engagement der deutschen Regierung in bezug auf Entschädigungen, von Entschuldigungen gegenüber dem jüdischen Volk oder von intellektuellen Diskussionen. Ich meine die psychologischen Prozesse, die mit dieser Sprachlosigkeit und diesem Schweigen verbunden sind, insbesondere unbewußte Prozesse, von denen heute möglicherweise viele Deutsche betroffen sind – Personen, die während der Nazi-Zeit Erwachsene waren, wie Personen, die damals Kinder waren, wie auch Personen, die erst nach dem Krieg geboren wurden.

Die Manifestationen des “anhaltenden Schattens des Holocaust” (Moses 1993, dt. 1992) bei jüdischen Überlebenden und ihren in Israel und anderswo lebenden Kindern wurden nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges viele Jahre ebenso ignoriert wie übersehen. Aber in den letzten Jahrzehnten sind nun, angefangen mit der Arbeit von Psychoanalytikern wie Niederland (1961, 1968), der den Begriff des “Überlebenssyndroms” prägte, zahlreiche Studien über die psychologischen Folgen des Holocaust bei jüdischen Überlebenden, ihren Kindern und sogar der dritten Generation durchgeführt worden (siehe Kestenberg & Brenner 1996 – als Beispiel einer Untersuchung jüngerer Datums). Das Schweigen dieser Personen wurde damit in gewisser Weise beendet, und wir haben inzwischen ein besseres Verständnis von der generationsübergreifenden Weitergabe des Holocaust-Traumas bei Juden gewonnen. Was die Sprachlosigkeit der Deutschen angeht, hat es

meines Wissens bisher jedoch keinen vergleichbaren Prozeß gegeben, so daß diese nach wie vor weitestgehend ungebrochen ist.

Ich möchte hier allerdings weder auf die psychoanalytische Literatur über den Holocaust eingehen noch über die Ergebnisse dieses Symposiums sprechen, noch die Theorien oder Fälle zusammenfassen, die von den Mitgliedern des PAKH oder den geladenen Rednern vorgestellt wurden. Diese Materialien werden an anderer Stelle in diesem Band erfaßt. Ich möchte mich vielmehr auf jene bedeutsamen Prozesse konzentrieren, durch die die Mitglieder des Kerns des PAKH sich hindurchgearbeitet haben, und auf jene Widerstände, die bei der Konzeptualisierung und anschließenden Organisation ihrer Konferenz zu überwinden waren.

Ich möchte beschreiben, was in meinen Sitzungen mit der PAKH-Kerngruppe geschah und wie diese Treffen für die Mitglieder der Kerngruppe zum "Laboratorium" wurden, als sie erkannten, daß sie selbst von jenen verborgenen Prozessen betroffen waren, die sie zu erforschen suchten. Ich möchte veranschaulichen, wie sie sich bei der Vorbereitung ihres Symposiums durch ihre vorher unbewußten Widerstände und ihre eigene "Sprachlosigkeit" hindurchgearbeitet und ihre persönlichen Erfahrungen mit dem anhaltenden Schatten des Holocaust aufgearbeitet haben. Ich werde nicht nur manche erhellenden Einzelheiten aus den speziellen Kämpfen der PAKH-Kerngruppe aufzeigen und auf die besondere Natur der nachklingenden Folgen des "Dritten Reiches" und des Holocaust in Deutschland und bei Personen eingehen, die Deutschland als ihre Heimat bezeichnen, sondern möchte die PAKH-Kerngruppe auch als ein allgemeines anschauliches Beispiel nutzen, um aufzuzeigen, wie notwendig es ist, daß solche Gruppen erst ihre eigenen inneren und Gruppenprozesse aufarbeiten müssen, ehe sie sich effektiv und realistisch mit den Problemen ihrer Großgruppen, Gesellschaften oder Nationen beschäftigen können.

Wenn Personen aus unterschiedlichen Gesellschaftsteilen oder aus zwei benachbarten, miteinander in Konflikt befindlichen ethnischen oder nationalen Gruppen sich in einer Gruppe zusammenfinden, um allgemein oder im Spezifischen über Wege und Möglichkeiten zur Verbesserung einer schwierigen Situation zu diskutieren, mögen sie nur die besten Absichten haben und bereitwillig sehr viel Zeit und Mühe in ihr Vorhaben investieren. Aber abgesehen von einigen Beispielen sind viele dieser Bemühungen doch zum Scheitern verurteilt. Selbst wenn solche Projekte gut geplant und notwendig sind, in bester Absicht in Angriff genommen und finanziell ausreichend unterstützt werden, können sie ob der Tatsache scheitern, daß sich diejenigen, die sie leiten oder moderieren möchten, des Umstandes nicht bewußt sind, daß sie in diesem oder jenem Maße selbst traumatisiert sind. Das Problem ist,

daß diese Personen oft ihre eigene Rolle als Träger generationsübergreifend weitergegebener Traumata nicht wirklich verstehen und ihre eigenen unbewußten Widerstände gegenüber einem "Friedensschluß" mit den Repräsentanten der gegnerischen Gruppe nicht aufgearbeitet haben.

Ich wurde in den PAKH mit einbezogen, nachdem die Therapeuten festgestellt hatten, daß sie bei ihren Treffen, wenn sie über ihre gemeinsamen Interessen diskutieren wollten, immer wieder auf Kommunikationsschwierigkeiten stießen. Nachdem sie das Problem erkannt hatten, wollten sie etwas daran tun, aber sobald es um konkrete Punkte ging, erwies sich jedes Weiterkommen als schwierig. Auch wenn sie gelegentlich über mögliche Projekte sprachen, wie etwa eine Klinik für Personen, die infolge des "Dritten Reiches" oder des Holocaust unter psychischen Problemen zu leiden hatten, oder eine Konferenz, blieben sie in der Regel bei technischen Fragen, in organisatorischen Einzelheiten oder anderen Dingen stecken, die vom eigentlichen Punkt ablenkten. Ich kannte eines der PAKH-Mitglieder, Liliane Opher, seit mehreren Jahren; sie trat zusammen mit einem ihrer Kollegen an mich mit der Bitte heran, ob ich nicht mit hinzukommen könnte, um ihnen als Analytiker und neutraler Außenstehender mit meinen Beobachtungen bei diesem Problem weiterzuhelfen.

Die Tatsache, daß ich nicht direkt vom Holocaust betroffen und weder Jude noch Deutscher war, wurde als ein Vorteil gesehen. Ich bin auf Zypern geboren, meine Eltern waren Türken; und ich bin vor etwa vierzig Jahren in die Vereinigten Staaten emigriert. Außerdem beschäftige ich mich neben meiner klinischen Arbeit als Psychoanalytiker seit über zwanzig Jahren mit der Psychologie von Großgruppen (d. h. von ethnischen, nationalen Gruppen), mit Großgruppentrauer, mit der generationsübergreifenden Weitergabe von Traumata sowie mit traumatisierten Gesellschaften und habe an vielen Projekten mitgearbeitet, bei denen Vertreter "verfeindeter" ethnischer oder nationaler Gruppen zu ausgedehnten und langen inoffiziellen psychopolitischen Dialogreihen zusammengebracht wurden. Bei diesen Projekten ging es unter anderem um Dialoge zwischen Arabern und Israelis, Türken und Griechen, Esten und Russen.

Zudem habe ich auch einen gewissen Hintergrund, was das psychoanalytische Verständnis des Holocaust angeht. So habe ich unter anderem etwa 1988 an der Hebräischen Universität des Sigmund-Freud-Zentrums an einer Konferenz über den "anhaltenden Schatten des Holocaust" (Moses 1993, dt. 1992) teilgenommen. Die geladenen Redner, überwiegend Psychoanalytiker (einschließlich meiner Person), kamen aus Israel, Deutschland und den Vereinigten Staaten. Diese wichtige Konferenz führte vor dem Hintergrund der Vorträge, die in kleinen Gruppen gehalten wurden, und den sich daran anschließenden zwanglosen

Gesprächen zu vielen nützlichen Diskussionen. Durch die Begegnungen in den Kleingruppen wurde eine Atmosphäre geschaffen, in der zwischen den jüdischen und deutschen Konferenzteilnehmern wertvolle persönliche Kontakte geschlossen werden konnten. Eines der entscheidenden Themen, die sich dabei herauskristallisierten, war die Frage der Trauer. Können die Juden Verluste betrauern, die durch ein Ereignis wie den Holocaust entstanden sind? Wenn ja, betreten sie dann eine gefährliche "Zone des Vergebens und Vergessens?" (Moses 1993, dt. 1992, S. 246). Darüber hinaus wurde auch die Frage der Trauer für die Deutschen in Zusammenhang mit dem "Dritten Reich" und seinem Erbe angesprochen, und ich hatte das Gefühl, daß ein solcher Prozeß problematisch und in Deutschland nie abgeschlossen worden war. Zudem zeigte diese Konferenz auch, daß selbst in einem intellektuellen Rahmen starke Emotionen zutage treten und daß die Organisatoren einer derartigen Veranstaltung darauf eingestellt und vorbereitet sein müssen, daß solche Emotionen auftreten, nicht zuletzt, um sie zu nutzen und daraus zu lernen.

Ein Jahr später war ich erneut in Israel, um an einer weiteren internationalen Konferenz teilzunehmen, die auf Seiten der Teilnehmer ähnlich starke emotionale Reaktionen hervorrufen sollte – das Thema war "Kinder im Krieg" (siehe "Mind and Human Interaction", volume 2, Nr. 2, 1990). Bei dieser Veranstaltung begegnete ich auch Liliane Opher, und ich unterhielt mich bei der Gelegenheit ausführlich mit ihr über ein Projekt, das ich in Deutschland in Angriff nehmen wollte. Die Berliner Mauer war gerade gefallen, und Ost- und Westdeutschland befanden sich im Prozeß der Wiedervereinigung. Auch wenn es sich dabei um eines der erhebensten und bedeutsamsten Ereignisse der jüngeren Geschichte handelte, war ich zugleich doch auch der Überzeugung, daß es mit psychologischen Problemen verbunden war und daß der Abbruch der Mauer sowie das Ende des Eisernen Vorhangs bei weitem nicht nur erfreuliche Emotionen mit sich bringen würden. Im Rahmen dieses Projektes wollte ich möglichst viele psychologisch informierte Personen aus Deutschland interviewen, um so Erkenntnisse über die Folgen der Wiedervereinigung sowohl für den einzelnen als auch die Deutschen als Gruppe zu gewinnen. Nachdem ich gehört hatte, daß Liliane Opher aus Deutschland gekommen war, um an der Konferenz teilzunehmen, war es nur natürlich, daß ich mich für ihre Sicht der Dinge sowohl aus ihrer beruflichen, fachlichen Perspektive als auch aus ihren persönlichen Erfahrungen heraus interessierte.

Später schloß Dr. Gabriele Ast, eine deutsche Psychoanalytikerin, sich mir bei diesem Projekt an, und wir führten zusammen etwa zwanzig Interviews sowohl mit ost- als auch westdeutschen Personen durch (Ast 1991, Volkan 1990). Zumindest bei unseren Interviewpartnern stellten wir beide übereinstimmend fest, daß die mentale Repräsentanz des Holocaust durch die Wiedervereinigung von Ost- und

Westdeutschland reaktiviert worden war. Da die finanziellen Mittel für dieses Projekt jedoch begrenzt waren, konnten wir dieses wichtige Thema leider nicht umfassender untersuchen. Ursprünglich hatten wir insgesamt 100 psychoanalytische Interviews führen wollen, um die geteilten und zuvor unbewußten Wahrnehmungen und Einstellungen zur Wiedervereinigung zu erfassen und aufzuzeigen, wie Ost- und Westdeutsche innerlich auf dieses historische Ereignis reagierten.

Nichtsdestotrotz war spürbar, daß die Westdeutschen inakzeptable Aspekte von sich sowie “unverdauliche” Gedanken in Verbindung mit der Rolle Deutschlands beim Holocaust externalisiert und auf die Ostdeutschen projiziert hatten. Und die Ostdeutschen hatten es umgekehrt mit den Westdeutschen genauso gehalten. Diese Externalisationen und Projektionen blieben solange stabil, wie zwischen beiden Seiten durch die Berliner Mauer und den Eisernen Vorhang sowohl eine physische als auch symbolische Grenze aufrechterhalten wurde. Mit dem Zusammenbruch dieser psychologisch wichtigen Grenze sollten diese Externalisationen und Projektionen sich dann jedoch als Boomerang erweisen – das “gute Wir”- und “böse Andere”-Konstrukt hatte keinen Bestand mehr. Die von uns interviewten Personen, zu denen auch Liliane Opher gehörte, schienen unterdessen dazu übergegangen zu sein, neue Abwehrmechanismen zu nutzen, um mit den internalisierten Bildern der Folgen des Holocaust umzugehen.

Angesichts dieses Hintergrundes glaubte Liliane Opher, ich könnte für die PAKH-Gruppe vielleicht hilfreich sein. Im Zeitraum von achtzehn Monaten traf ich mich insgesamt viermal mit der Kerngruppe: im Februar 1997, Dezember 1997, März 1998 und August 1998. Abgesehen vom letzten Treffen, das einen Tag vor dem Symposium “Das Ende der Sprachlosigkeit?” stattfand, dauerte jedes zwei Tage, an denen wir im Durchschnitt jeweils zehn Stunden zusammen waren. Während dieser Zeit setzte sich bei der PAKH-Kerngruppe langsam die Idee zur Veranstaltung eines Symposiums durch, für das dann die entsprechenden notwendigen organisatorischen Vorbereitungen getroffen wurden. Bei den Diskussionen, bei denen es sowohl um allgemeine Themen als auch konkrete Einzelheiten bezüglich des Symposiums ging, entwickelte sich die Interaktion der Gruppenmitglieder zu einer Art “Laboratorium”, im Rahmen dessen der anhaltende Schatten des Holocaust, der exakt das Thema der anvisierten Veranstaltung war, genau beobachtet werden konnte.

Bei meinem ersten Treffen mit den Mitgliedern der PAKH-Kerngruppe war mir bekannt, daß zumindest einige von ihnen Zweifel hatten, ob es sinnvoll war, Hilfe bei einem Außenstehenden zu suchen, der weder Deutscher noch Jude war. Ich hatte auch selbst gewisse Zweifel. Zum einen wollte ich nicht, daß die Treffen sich in therapeutische Sitzungen für einzelne verwandelten. Und zum anderen waren mir die Ziele des PAKH nicht ganz klar, so daß ich mich fragte, ob ich überhaupt eine Hilfe

sein könnte. Aber die Mitglieder waren sich bezüglich der Zielsetzung ihrer Organisation auch selbst nicht im Klaren und konnten sich nicht einigen, wie es weitergehen sollte. Neben einer ganzen Reihe von Ideen wurde auch über den Vorschlag gesprochen, daß man versuchen sollte, einen neuen gesellschaftlichen Dialog über den Holocaust und seine Konsequenzen anzustoßen, und aus diesem vagen Ansinnen heraus entwickelte sich schließlich langsam die Idee eines Symposiums.

Der Hauptgrund, daß ich gebeten wurde, an den PAKH-Treffen teilzunehmen, war, wie gesagt, daß man sich von mir erhoffte, bei der Überwindung ihrer Kommunikationsschwierigkeiten helfen zu können. Die Verständigung auf den Zweck der Organisation setzte sehr viele Überlegungen und Diskussionen über eine Vielzahl persönlicher und fachlicher Fragen voraus. Aber bei verschiedenen Fragen, die die jüdische und deutsche Interaktion betrafen, hüllten sich die Mitglieder in Schweigen, und sie hatten nicht einmal, zumindest nicht eingehend, über ihre persönlichen Motivationen für ihre Teilnahme an diesen Treffen gesprochen.

Ich beschloß, mich bei meinem Ansatz auf meine früheren Erfahrungen zu stützen, die ich bei der Durchführung von Kleingruppendialogen zwischen Vertretern gegnerischer Großgruppen wie Arabern und Israelis oder Esten und Russen gemacht hatte (Volkan 1988, 1991, 1997, 1998). Wenn Vertreter solcher Gruppen zusammenkommen und vor die "Aufgabe" (Bion 1961, dt. 1971) gestellt werden, über die konfliktgeladene Beziehung zwischen ihren jeweiligen Großgruppen zu diskutieren, erhalten die zur jeweiligen Großgruppenidentität gehörenden Fragen nach meiner Erfahrung eine herausragende Bedeutung, was dazu führt, daß es in den Diskussionen zunehmend um Fragen der Großgruppenidentität statt um individuelle Perspektiven geht. Jede Seite hat dabei das Gefühl, persönlich angegriffen zu werden, so daß die am Dialog Beteiligten sich sodann genötigt sehen, ihre Großgruppe zu verteidigen und als deren Sprecher aufzutreten. Die persönlichen Geschichten, die dann erzählt werden, reflektieren, was die "anderen" "uns" angetan haben, und weitergehende Aspekte der Großgruppenkonflikte und -identitätsprobleme. Es erfordert in der Regel Zeit und Mühe, bis die Beteiligten verstehen, wie der zwischen ihren Großgruppen bestehende Konflikt internalisiert wurde und ebenso tiefgreifend wie allumfassend ihre individuelle Identität sowie ihr Verhalten beeinflusst. Aber erst, wenn sie dies begriffen haben, können sie beginnen, wirklich miteinander zu kommunizieren und einander zu verstehen.

Natürlich bestand zwischen den fünf PAKH-Mitgliedern eine andere Beziehung als sie bei den übrigen, von mir mitmoderierten Dialogreihen üblich war, in die beispielsweise Parlamentarier, Botschafter, Wissenschaftler und andere einflußreiche Persönlichkeiten aus Rußland und Personen mit ähnlichem Hintergrund

und beruflichen Status aus Estland einbezogen waren. Die Mitglieder der PAKH-Kerngruppe waren psychoanalytisch geschulte Kollegen, Personen mit gemeinsamen Interessen und keine Feinde. Ihre deutschen und jüdischen Eltern, Großeltern und Verwandte hatten jedoch unter völlig anderen Bedingungen gelebt. Sie waren Feinde, Opfer oder Täter – und die nachfolgenden Generationen haben dieses unselige Erbe sowohl bewußt als auch unbewußt zu tragen. Obwohl inzwischen ein halbes Jahrhundert vergangen war, trugen sie noch immer das unsägliche Trauma des Krieges und der Vernichtung in sich und hatten somit insgeheim mehr mit aktuellen Gegnern wie Russen und Esten gemein, als sie glauben wollten. Und sie unterlagen auch ähnlichen Kleingruppendynamiken, wie sie von Bion (1961, dt. 1971) beschrieben wurden.

Beim ersten Treffen mit der Kerngruppe des PAKH sagte ich den Mitgliedern somit, ich würde mich nur auf ihre persönlichen Geschichten konzentrieren, wenn diese Geschichten auch deutsch-jüdische Fragen reflektierten. Dabei würde ich dann versuchen, sie auf verborgene Aspekte dieser Fragen aufmerksam zu machen, wann immer ich welche feststellen sollte. Und ich sagte ihnen auch, daß sie nach meiner Überzeugung als Kleingruppe besser gerüstet sein würden, den Schatten des Holocaust in den gegenwärtigen deutsch-jüdischen Beziehungen zu untersuchen, wenn sie zuvor ihre eigenen Ängste, Vorstellungen, Wünsche und Abwehrmechanismen bezüglich all der Dinge, die ihre Vorfahren an sie weitergegeben hatten, verstehen lernten.

Ich möchte nicht auf alles eingehen, was sich bei meinen drei Treffen mit den Mitgliedern der Kerngruppe ereignete, sondern nur bestimmte Punkte auswählen, die veranschaulichen, was geschah. Die Namen der Beteiligten möchte ich nicht nennen, auch wenn ihre Identitäten als Organisatoren des Symposiums “Das Ende der Sprachlosigkeit?” bekannt sind und sie in diesem Band auch ihre persönlichen Geschichten erzählen. Eines sei zum persönlichen Hintergrund der Mitglieder der PAKH-Kerngruppe jedoch gesagt, nämlich, daß zwei Mitglieder jüdischer Abstammung waren und sich selbst als “jüdische Deutsche” bezeichneten. Die anderen drei waren nichtjüdisch, und ich möchte sie analog und der Einfachheit halber nachfolgend als “christliche Deutsche” bezeichnen.

Eines der jüdisch-deutschen Mitglieder wurde in Rumänien geboren und kam im Alter von zwölf Jahren kurz nach Kriegsende nach Deutschland. Ihre Eltern waren in Rumänien überzeugte Kommunisten und linientreue marxistisch-leninistische Gefolgsleute gewesen, während sich ihre Tochter dann im Erwachsenenalter vorrangig damit beschäftigen sollte, was es hieß, jüdisch zu sein. Das andere jüdische Mitglied der Kerngruppe war auch außerhalb Deutschlands geboren. Als er von Ungarn nach Deutschland emigrierte, war ihm das Schweigen

bewußt geworden, das dort bezüglich des Holocaust herrschte. Einer der christlichen Deutschen wußte, daß sein Vater, der ein hohes kirchliches Amt bekleidete, gegen den Nationalsozialismus gewesen war, aber dann nach der Machtergreifung der Nazis dennoch indirekt in nationalsozialistische Machenschaften verwickelt worden war. Nach dem Krieg hatte der Vater dann eigentlich Psychologe werden wollen, da er, wie er sagte, versuchen wollte, eine Antwort auf einige Fragen über die Natur des Menschen zu finden, die das "Dritte Reich" für ihn aufgeworfen hatte. Er sei dann jedoch dem Rat seines Freundes Carl G. Jung gefolgt und bei der Kirche geblieben. Sein Sohn war indes Psychologe geworden und hatte schließlich begriffen, daß er damit zum Teil auch half, das Schweigen seines Vaters zu beenden. Ein weiteres Mitglied der christlichen Deutschen wuchs in einer großen Familie auf, und obwohl nur wenige aus der Familie etwas mit dem "Dritten Reich" zu tun hatten, war insgeheim eine subtile antisemitische Haltung spürbar gewesen. Als Erwachsener hat dieser Mann sich oft gefragt, wie er sich wohl verhalten hätte, wenn er in der damaligen Zeit erwachsen gewesen wäre. Der Vater des dritten christlichen Deutschen war im Alter von siebzehn Jahren zur Wehrmacht eingezogen worden. Als Erwachsener versuchte dieses Mitglied, die Erfahrungen und Gefühle seines Vaters in jungen Jahren zu verstehen, und ihm war bewußt geworden, daß er innerlich den Wunsch hatte "zu reparieren", was die Nazis getan hatten.

Das erste Treffen – Februar 1997

Da die Teilnehmer die Aufgabe hatten, sich auf deutsch-jüdische Fragen zu konzentrieren, wurde jedem schnell bewußt, wie sehr sein persönliches Leben durch die Großgruppenidentität beeinflußt wurde. Durch das Gastspiel, das die deutsche Fußballnationalmannschaft gerade während unseres ersten Treffens in Israel gab, wurden die Teilnehmer angeregt, nach Manifestationen von Verflechtungen ihrer individuellen sowie Großgruppenidentität und der anhaltenden Vorstellung von "uns" und "ihnen" zu suchen. Ein jüdisches Mitglied hatte einen Zeitungsausschnitt mit einem Foto mitgebracht, auf dem die deutschen Fußballspieler bei einem Besuch in Yad Vashem zu sehen waren. Dieses Mitglied, das ein Anhänger der deutschen Mannschaft war, schien sich in einem Konflikt zu befinden: Sollte es zu dem deutschen oder dem israelischen Team halten? Auf einer bewußten Ebene wünschte es sich, daß die deutsche Mannschaft gewann. Aber als es sich dann das Foto von einem deutschen Spieler ansah, meinte es: "Weiß er wirklich darüber Bescheid?"

Mit "darüber" war der Holocaust gemeint. Bemerkenswert ist, und ich habe mich dessen nochmals vergewissert, da ich mir die Tonbandaufzeichnungen der Gespräche von jenem Tag noch einmal angehört habe, daß kein Mitglied der Kerngruppe während des ganzen Treffens das Wort "Holocaust" in den Mund nahm.

Der Holocaust wurde als “es” oder “darüber” bezeichnet. Es gab ein Tabu des Schweigens, das nicht einmal die Mitglieder der PAKH-Gruppe brechen sollten. Das war der Ansatz für das Thema, unter das schließlich jenes von der Kerngruppe organisierte Symposium gestellt werden sollte.

Durch den Symbolismus des Fußballspiels war es den Mitgliedern jedoch möglich, über das Thema diskutieren. Der jüdische Teilnehmer, der sich gefragt hatte, ob der deutsche Fußballspieler wohl über den Holocaust informiert sei, berichtete von einer Spannung, die er in sich spürte. Er war sich nicht sicher, ob er wirklich das deutsche Team als Gewinner sehen wollte. Jeder Teilnehmer sah sich den Zeitungsausschnitt an. Ein christlicher Deutscher sprach ebenfalls von seinen zwiespältigen Gefühlen. Einerseits wünschte er sich ohne jeden Zweifel, daß die deutsche Mannschaft gewann. Aber andererseits wurde dadurch seltsamerweise auch ein gewisses Unbehagen bei ihm geweckt. Im Unterschied zu südamerikanischen Spielern spielten die Deutschen aus seiner Sicht härter und mit größerem körperlichen Einsatz und nutzten dabei ihre Größe und Stärke zu ihrem Vorteil. Seine Angst rührte von der Sorge her, die deutschen Spieler könnten unnötig aggressiv gegenüber den israelischen Spielern auftreten. “Dann”, sagte er, “würde ich mich schlecht und schuldig fühlen.” Ein anderes nichtjüdisches Mitglied wünschte sich einen “normalen” Verlauf des Spiels und, wie es wiederholte, einen “normalen” Wettbewerb zwischen den Deutschen und Israelis.

In den Bemerkungen über das bevorstehende deutsch-israelische Fußballspiel spiegelten sich sehr schnell die Ängste wider, die in der Kleingruppe in bezug auf Kontakte zwischen Deutschen und Juden bestanden. Sollten die Israelis durch ein aggressives Spiel der Deutschen “geschlagen” werden, so würde dies unweigerlich bei den Deutschen Schuldgefühle wecken. Sollten sich die deutschen Spieler jedoch umgekehrt aufgrund ihrer eigenen Schuldgefühle wegen des Holocaust zu einer untypisch zaghaften Spielweise verleiten lassen, so würden sie wahrscheinlich ein Spiel gegen eine zweitklassige Mannschaft verlieren, was nicht minder problematisch war. Der Wunsch, ein “normales” Fußballspiel zu erleben, spiegelte, glaube ich, auch den Wunsch nach einem “normalen” Kontakt zwischen den christlichen und jüdischen Mitgliedern der Kerngruppe wider, was jedoch aufgrund des Erbes unmöglich war, das ihre Eltern und Großeltern ihnen hinterlassen hatten. Ich spürte, daß meine Anwesenheit, die mit dem Ziel verbunden war, einen tieferen emotionalen Kontakt unter den Teilnehmern herzustellen, eine gewisse Angst ausgelöst hatte.

Vor unserem ersten Treffen hatten sich die Mitglieder der Kerngruppe bereits seit über einem Jahr regelmäßig einmal im Monat getroffen und versucht, Protokolle für ihre aufkeimende Organisation zu schreiben. Sie hatten das Gefühl,

daß dieses Treffen, bei dem ich dabei war, anders war, und bei unserem Gespräch ging es letzten Endes um mehr als die symbolische Diskussion über das Fußballspiel. “Wir hatten Angst”, meinte ein Teilnehmer, “zu hören, welche persönlichen Motive der jeweils andere hatte, zu diesen Treffen zu kommen.” Ein anderer Teilnehmer sprach von seinem Wunsch, “ein Fenster” zur Vergangenheit “zu öffnen” und zu lernen, wie man damit umgehen konnte. Dann erzählte er uns etwas von seinem familiären Hintergrund. Dabei kam ebenso klar zum Tragen, wie stolz er auf die Leistungen seiner deutschen Vorfahren war, wie auch sein Gefühl, daß er wegen der nationalsozialistischen Verwicklungen seines Vaters noch viele unerledigte Aufgaben vor sich sah.

Ein christlicher Teilnehmer erzählte von einem deutschen Freund, der kürzlich in Israel gewesen war. Der Israelbesuch hatte bei seinem Freund so tiefe Eindrücke hinterlassen, daß er inzwischen sogar begonnen hatte, Hebräisch zu lernen und sich mit den Juden zu identifizieren. Dem Teilnehmer gefiel es nicht, daß sein Freund sich mit “den Opfern”, den Juden, identifizierte. Diese Identifikation stellte in seinen Augen eine Abwehr dar. Er glaubte, daß sein Freund durch diese Identifikation vor seinen Schuldgefühlen zu fliehen versuchte, die auf seine Zugehörigkeit zur Gruppe der Täter zurückzuführen waren. Er selbst, beharrte er, würde nie einen derartigen Abwehrmechanismus zur Anpassung benutzen.

Aber dann erzählte er von einem unangenehmen, unbeschreiblichen “Etwas”, das tief in seinem Innern war und manchmal durch Migräne zum Ausdruck kam. Er wollte dieses “Etwas” besser verstehen lernen, glaubte jedoch, daß es etwas mit einem inneren Kampf von Täter-Opfer-Bildern zu tun hatte (womit er eine Form der Identifikation mit dem “Opfer” eingestand, wenn auch nicht in der offenen Form, wie sein Freund es nach seinem Israelbesuch getan hatte). Der Teilnehmer betrachtete sich selbst als einen friedfertigen Menschen. Er hatte keine militärischen beruflichen Ambitionen, las jedoch gerne Bücher über den Krieg. Es war für ihn schmerzlich und bewegend, über diese intimen Aspekte seiner inneren Welt zu sprechen.

Nachdem der nichtjüdische Teilnehmer dargelegt hatte, wie die Verwicklungen seiner Familie mit dem Nazi-Regime in ihm als ein unangenehmes “Etwas” steckengeblieben waren, meinte ein jüdisches Mitglied der Kerngruppe, er habe sich immer wie ein Opfer gefühlt. Dieses Gefühl, Opfer zu sein, sagte er, sei für ihn ein “persönliches Identitätsmerkmal”. “Denn wenn ich ein Opfer bin”, fuhr er fort, “tut niemand mir etwas Böses.” Daraufhin erklärte ein christliches Mitglied der Kerngruppe, daß er bei den monatlichen Gruppentreffen so häufig fehle, sei möglicherweise darauf zurückzuführen, daß er nicht hören wolle, daß er ein Erbe der Täter sei. Gleichzeitig wollte er ihre monatlichen Treffen jedoch nicht wirklich

versäumen. “Ich brauche Kontakte, die meine Identität als Mensch stabilisieren”, sagte er.

Kurz: das erste Treffen mit den Mitgliedern der PAKH-Kerngruppe im Februar 1997 konzentrierte sich darauf, daß die Mitglieder über ihre eigene Identität im Rahmen der deutsch-jüdischen Interaktionen nachdachten. Nach dem Treffen beschloß die Gruppe, weiter darüber zu diskutieren, wie sie sich organisieren könnten. Das neue Gespür dafür, wie ihre persönlichen und ihre Großgruppenidentitäten miteinander verflochten waren, würde ihnen sicher helfen, ihre Überlegungen bezüglich des PAKH in neue Richtungen zu lenken. Zum Schluß sahen wir uns schweigend zusammen im Fernsehen die Übertragung des deutsch-israelischen Fußballspiels an. Es war ein “normales” Spiel, und Deutschland gewann.

Das zweite Treffen – Dezember 1997

Zehn Monate später hatte ich mein zweites zweitägiges Treffen mit den Mitgliedern der Kerngruppe. Zwischen meinem ersten und zweiten Besuch bei ihnen war ich durch Telefongespräche und Fax-Mitteilungen über ihre Aktivitäten auf dem Laufenden gehalten worden. Sie hatten inzwischen mit der Planung eines Symposiums begonnen. Aber es gab noch sehr viele organisatorische Konflikte, die sie vom eigentlichen Ziel abzulenken schienen.

Gleich zu Beginn des Treffens erklärte ein jüdischer Teilnehmer, daß es ihm aus seiner Sicht mit den faktischen Vorbereitungen für das geplante Symposium über den Schatten des Holocaust und die deutsch-jüdische Interaktion “zu schnell” ginge. “Ich habe Angst vor den Konsequenzen”, meinte er. “Wenn wir nicht erfolgreich sind, wird der PAKH darunter zu leiden haben. Aber noch mehr Angst”, fügte er hinzu, “habe ich davor, daß das Symposium tatsächlich ein Erfolg wird.” Dies war natürlich eine ebenso sonderbare wie höchst emotionale Bemerkung, auf die ich jedoch nicht sofort einging. Ich ließ zunächst die anderen zu Wort kommen, damit sie ihre Besorgnisse über praktische organisatorische Fragen und sonstige konkrete Probleme im Zusammenhang mit dem Symposium vortragen konnten. Diese reichten von Überlegungen über mögliche politische Reaktionen auf das Symposium bis dahin, daß Neonazi-Gruppen oder fanatische Juden bei der Veranstaltung auftauchen könnten. Als alle ihre Bedenken vorgetragen hatten, erinnerte ich sie daran, daß ein Mitglied der Kerngruppe von seinen Erfolgsängsten gesprochen hatte. Sollte diese Bemerkung uns nicht neugierig machen?

Reihum versuchten die Mitglieder nun zu beschreiben, was eine *erfolgreiche* Veranstaltung für sie bedeutete, und warum ein Erfolg Angst hervorrufen könnte: Eine erfolgreiche Veranstaltung würde einen echten emotionalen Kontakt zwischen Deutschen und Juden und insbesondere zwischen den christlichen

und jüdischen Mitgliedern der Kerngruppe bedeuten. Beide Seiten hatten durch die geistigen Vorstellungen, die ihre Vorfahren an sie weitergegeben hatten, bestimmte Empfindungen hinsichtlich des “Anderen” und gegenüber dem “Dritten Reich” und dem Holocaust entwickelt. Aber durch einen genuinen emotionalen Kontakt mit dem “Anderen” würde die Validität solcher Vorstellungen und Gefühle bedroht und in Frage gestellt und damit würden Spalten geöffnet, durch die Gefühle der Schuld, Scham, Trauer, Wut, Hilflosigkeit sowie das Gefühl, berechnete Ansprüche zu haben, zum Vorschein kommen könnten. Hierdurch könnten die Grundlagen der individuellen und der Großgruppenidentität – die geistige Vorstellung von sowohl realen als auch phantasierten Vätern und Müttern sowie vom Vaterland und Mutterland – erschüttert werden.

Wie sich herausstellte, hatten die Mitglieder der Kerngruppe unmittelbar vor meinem zweiten Treffen mit ihnen bereits aufs neue inszeniert, was die vorherigen deutschen und jüdischen Generationen in ihnen über das Nazi-Regime und den Holocaust deponiert hatten. Ihnen selbst war nicht bewußt, daß diese Inszenierung stattgefunden hatte. Nachdem sie sich bei unserem Treffen nun in Erinnerung riefen, was unmittelbar vor meiner Ankunft geschehen war, trugen sie ihre generationsübergreifenden Konflikte mit in unseren Tagungsraum hinein, so daß ich ihre Inszenierung miterleben und deren Bedeutung für sie interpretieren konnte.

Eines der jüdischen Mitglieder der Kerngruppe hatte unlängst seine Mutter besucht und das andere jüdische Mitglied gefragt, ob es Lust hätte, mitzukommen. Sie erzählten der Mutter, daß sie vorhätten, sich durch die Teilnahme an einem Symposium öffentlich in Deutschland zu ihrem “Judentum” zu bekennen. Die ältere Frau hatte den beiden Jüngeren daraufhin erklärt, wie stolz sie auf sie sei. Das andere PAKH-Mitglied hatte jedoch das Gefühl, daß die ältere Frau ihm durch ihr nonverbales Verhalten auch sagen wollte: “Es ist besser, es zu verbergen.” Für mich war es natürlich schwer zu sagen, ob diese Wahrnehmung der projizierten Ängste der älteren Frau richtig war, oder ob es sich dabei nur um die eigenen projizierten Ängste des PAKH-Mitglieds handelte. Gleichwohl bleibt, daß die Ängste der beiden Generationen miteinander verflochten waren. Der Sohn hatte auch Angst. Auf einer bewußten Ebene fürchtete er, wenn er sich bei der Vorbereitung des Symposiums engagierte, würde er nicht mehr genügend Zeit für seine Tochter haben, so daß das Kind darunter leiden würde. Er hatte ein starkes Bedürfnis, seine Tochter zu beschützen, und fürchtete, mit seinem Engagement in deutsch-jüdischen Fragen seine Familie zu gefährden. Aus diesen Befürchtungen war ein Echo jener Gefahr zu hören, mit der jüdische Familien sich in Nazi-Deutschland und in Ländern, die von den Nazis besetzt waren, konfrontiert sahen.

Nach diesem Treffen fand eine organisatorische Sitzung der PAKH-Kerngruppe statt, in der der jüdischen Teilnehmerin von den christlichen Mitgliedern vorgeworfen wurde, sie versuche, durch ihre Ideen zur Organisation des Symposiums Ruhm und Reichtum davonzutragen. Sie empfand diese Beschuldigung als ein typisch deutsches Stereotyp, wonach Juden geldgierig waren. Nach diesem Vorfall rief sie sofort das andere jüdische Mitglied der Kerngruppe an, das bei diesem Treffen nicht dabei gewesen war, um ihm zu schildern, was aus ihrer Sicht vorgefallen war: Deutsche hetzten erneut gegen Juden. Das war eine Ungeheuerlichkeit, über die er sich dann natürlich sehr aufregte.

Wir können uns gut vorstellen, daß diese Jüdin mit Angst zu diesem Treffen ging und unbewußt erwartete, daß ihre jetzigen christlichen deutschen Kollegen sich wie die Nazis in der Vergangenheit verhalten würden. Einer der christlichen Teilnehmer erinnerte sich in der Tat, wie defensiv sie in der Sitzung aufgetreten war und dabei versuchte hatte, die Gruppe zu dominieren. Damit trat dann ein Paradoxon zutage, das auf die Verflechtung von Vergangenheit und Gegenwart zurückzuführen war. Die christlichen Deutschen wollten, daß sie sich anders verhielt, sahen sich jedoch mit einem Problem konfrontiert, dies zu äußern. Sie ärgerten sich über ihr Verhalten; wenn sie ihre Wut auf sie jedoch zum Ausdruck brachten, würden sie sich mit den Nazis identifizieren und damit zugleich auch ihre Erwartungen erfüllen. Die christlichen Mitglieder hatten das Gefühl, daß sie als Vertreterin der "Opfer"-Gruppe Anspruch auf eine gewisse Sympathie hatte, und zauderten, sich selbst zu behaupten und sich direkt und offen gegen ihre Pläne zu stellen. Eines der christlichen Mitglieder konnte seinen Frust jedoch nicht für sich behalten und reagierte, indem er sie stereotypisierte. Als ein anderer christlicher Deutscher sie danach zu beruhigen versuchte, benutzte er, ohne sich dabei etwas zu denken, den Ausdruck "Schall und Rauch" – was heißen sollte, daß sie zuviel Aufhebens um nichts machte. Die Jüdin brachte den Ausdruck assoziativ jedoch sofort mit Auschwitz in Verbindung und warf ihrem Kollegen vor, ein Nazi zu sein. An diesem Punkt wurde er dann sowohl von Wut als auch von Schuldgefühlen gepackt. Er war wütend, mit Hitler assoziiert zu werden, und hatte genau deshalb auch Schuldgefühle. Er hätte seine Kollegin am liebsten lauthals beschimpft, aber allein der Wunsch genügte, um seine Schuldgefühle noch mehr zu erhöhen. Folglich blieb er *sprachlos*.

Diese Vorkommnisse wurden bei unserem Treffen so geschildert, als hätten sie gerade stattgefunden – und sie wurden emotional nochmals durchlebt. Nachdem sich alle wieder beruhigt hatten, räumte eines der christlichen Mitglieder ein, tief in seinem Innern wohl immer noch Vorurteile gegenüber Juden zu haben, auch wenn er sich auf der bewußten Ebene wünschte, ganz anders zu sein. Sein Vorurteil war

geweckt worden, als das jüdische Mitglied der Kerngruppe ihn mit den Nazis assoziiert hatte.

Ich erinnerte mich, wie bei unserem ersten Treffen vor zehn Monaten sich alle gewünscht hatten, ein "normales" Fußballspiel zwischen der deutschen und der israelischen Fußballmannschaft zu sehen, aber hier schien inzwischen angesichts der Vorbereitungen für das Symposium zwischen den jüdischen und nichtjüdischen Mitgliedern ein anderes, alles andere als "normales" Spiel zu laufen. Durch das Bemühen, zwischen den Mitgliedern der Kerngruppe einen aufrichtigen, erfolgreichen emotionalen Kontakt herzustellen, schien eine maligne, aber vorher verborgene deutsch-jüdische Interaktion reaktiviert worden zu sein. Hinter der Angst vor einem erfolgreichen Symposium steckte die Angst vor einer derartigen Reaktivierung.

Bei der Diskussion, die während dieses zweiten Treffens stattfand, lieferten die Mitglieder verschiedene Beispiele jener Reaktivierung von geerbten geistigen Vorstellungen vom "Anderen", die bei ihrer jüngsten Interaktion zum Tragen gekommen war. Vergangenheit und Gegenwart waren miteinander verflochten worden, und die Mitglieder der Gruppe waren, wenn sie sich in einem tief emotionalen Kontakt miteinander befanden, meist nicht in der Lage, zwischen bestimmten Bildern von Juden und Deutschen zu differenzieren.

Diese Schwierigkeit, zwischen 1998 und 1938 zu differenzieren, war ein chronisches Problem, wenn die Mitglieder der Kerngruppe auf einer tief emotionalen Ebene miteinander umgingen. So kam es, daß das jüdische Mitglied ihren christlichen deutschen Freund unter streßintensiven Bedingungen, als die Emotionen unkontrolliert an die Oberfläche kamen, mit einem deutschen Nazi gleichsetzte. Sofern ihr Freund darauf bestanden hätte, ein "guter" Deutscher zu sein, hätte sie bei ihm wohl eine solche Aggression und sogar Haß geschürt, daß er ein Nazi "geworden" wäre. Auf einer bewußten Ebene wußte sie, daß ihr Freund kein Nazi war, aber unter streßintensiven Bedingungen brauchte sie es unbewußt, ihre geerbte Identität als Jüdin und als Opfer aufrechtzuerhalten und zu stärken und ihren christlichen Kollegen entsprechend als Täter dastehen zu lassen. Ihr Verhalten wurde nicht nur durch ihre individuelle Identität, sondern auch durch ihre Großgruppenidentität beeinflußt.

Das Gefühl, zwischen ihrer gegenwärtigen Identität und ihrer Identität als Reservoir des realen oder phantasierten Verhaltens ihrer Eltern gegenüber Juden nicht unterscheiden zu können, erlebten auch christliche Mitglieder. Eines der Mitglieder erzählte von seinem Besuch in Dachau: "Ich konnte es nicht aushalten", sagte er. Er wollte weglaufen und sich von den Deutschen der letzten Generation unterscheiden. Aber er lief nicht weg. "Ich bin ein Deutscher", fuhr er fort. "Es (der

Holocaust) geschah in meinem Namen. Es ist sinnlos wegzulaufen.“ Er schämte sich wegen des Impulses, eine Kontinuität zwischen den Generationen der Deutschen herzustellen.

Ein anderer Aspekt der Nichtdifferenzierung trat in der Geschichte eines anderen christlichen Mitglieds zutage. Dieses war zwischen meinem ersten und zweiten Besuch in den Vereinigten Staaten gewesen und hatte dort ein Holocaust-Museum besucht. Am meisten beeindruckt hatte ihn ein Bild von einem “verlorenen” kleinen jüdischen Mädchen, das nach seiner Mutter suchte. Da die Mutter dieses Mitglieds krank war und lange im Krankenhaus gelegen hatte und auch in seiner Kindheit jahrelang nicht bei ihm gewesen war, konnte es sich so gut mit dem Entsetzen des kleinen jüdischen Mädchens identifizieren, das von seiner Mutter getrennt worden war. Er sah sich in Zusammenhang mit Opfer-Täter-Fragen folglich mit widerstreitenden Emotionen konfrontiert.

Aber es gab auch noch andere psychologische Prozesse, die einen “erfolgreichen” und aufrichtigen emotionalen Kontakt zwischen Juden und Deutschen komplizierten. Beide Seiten hatten ebenso Angst, sich mit dem Angreifer wie mit dem Opfer in sich zu identifizieren. Die Jüdin in der Kerngruppe begriff schließlich ihre Unfähigkeit zur Differenzierung zwischen den damaligen und den jetzigen Deutschen, als sie berichtete, daß sie nach dem Vorfall, bei dem sie als geldgierige Jüdin stereotypisiert worden war, ihre Mutter hatte anrufen wollen, die seit zwanzig Jahren tot war, um ihr zu sagen: “Mami, Mami! Sie werfen mir vor, Jesus getötet zu haben.”

Bei diesem zweiten Treffen wurde uns klar, daß für die Mitglieder der Kerngruppe ein erfolgreiches Symposium gleichbedeutend mit der Angst war, die durch einen aufrichtigen emotionalen Kontakt miteinander hervorgerufen wurde. Dieser Kontakt konnte einen “Zeitkollaps” (Volkan 1997, 1998) herbeiführen, bei dem geistige Bilder von der Vergangenheit und Empfindungen, Gefühle, Taten sowie entsprechende Abwehrmechanismen durch gegenwärtige Ereignisse und die dazugehörigen Empfindungen, Gefühle, Taten und Abwehrmechanismen verdichtet werden. Im Ergebnis würden sodann Scham- und Schuldgefühle, ein Gefühl, zum Opfer gemacht worden zu sein, sowie das Gefühl, Ansprüche zu haben, und andere Wünsche und schmerzliche Einsichten zutage treten.

Nach zwei Sitzungstagen fühlten wir uns erschöpft. Aber dennoch hatte die Kerngruppe jetzt das Gefühl, sich zu einer weitaus besseren Organisation entwickeln zu können, die die Ziele des PAKH definieren und umsetzen konnte. Als nächstes begann man nun, sorgfältig andere deutsche Psychiater und Psychologen für die Mitgliedschaft in der Organisation und ebenso weitere einflußreiche Personen auszuwählen, die einen Beitrag zu der gemeinsamen Sache leisten konnten.

Das dritte Treffen – Februar 1998

Drei Monate später, Ende Februar 1998, hatte ich mein drittes Marathon-Treffen mit den Mitgliedern der PAKH-Kerngruppe. Sie hatten inzwischen eine Menge organisatorische Arbeit für das Symposium geleistet und auch intensiv daran gearbeitet, die geistigen Vorstellungen von Personen und Ereignissen, die der Vergangenheit angehörten, und jenen, die in die Gegenwart gehörten, emotional zu trennen. Sie konnten eine "Erweiterung der Zeit" aufrechterhalten und dadurch, daß sie bei sich selbst die malignen Effekte der generationsübergreifenden Weitergabe erkennen konnten, zwischen dem heutigen Deutschland und Nazi-Deutschland unterscheiden, gleichwohl ersteres nach wie vor als Erbe seiner Vergangenheit gesehen wurde. Mir fiel auf, daß eines der christlichen Mitglieder offen das Fischsymbol und ein jüdisches Mitglied den Davidsstern trug. Weder dem einen noch dem anderen war bewußt, daß er diese Symbole so offen zur Schau stellte, noch welche Bedeutung dies hatte. Wir begriffen, daß Juden und Christen zusammenkommen, Dinge abwickeln oder hochemotionale Fragen diskutieren konnten, wenn sie dabei offen ihre Identitäten hochhielten. Die Mitglieder legten mir sodann eine Liste der Redner und auch das Thema des Symposiums vor: *Das Ende der Sprachlosigkeit?*

Das dritte Treffen war eine Fortsetzung unserer Untersuchung über genuine tiefe "emotionale Kontakte" zwischen jüdischen und nichtjüdischen Deutschen. Wir setzten die Untersuchung der Prämisse fort, daß wir, indem wir unsere Treffen als "Laboratorium" nutzten, erforschen könnten, was sich hinter der Sprachlosigkeit der Gesellschaft insgesamt verbarg – welche verborgenen, aber dennoch starken Kräfte in den deutsch-jüdischen Beziehungen zum Tragen kamen. Welche psychologischen Gründe gab es für das allgemeine Schweigen vieler Deutscher, wenn es um das Dritte Reich oder den Holocaust ging? Ich kann nicht beweisen, daß die Emotionen, Empfindungen und andere Reaktionsformen gegenüber dem "Anderen", die bei den Treffen der Kerngruppe festzustellen waren, voll und ganz von jedem Juden und jedem Deutschen geteilt werden. Aber angesichts der Tatsache, daß die Kerngruppe solche psychologischen Dynamiken bei sich selbst erkennen konnte, hatten die Mitglieder das Gefühl, daß ihre Auseinandersetzungen weit über ihre Kleingruppe und die Vorbereitungen für das Symposium hinaus relevant waren.

Beim dritten Treffen konnten die christlichen Mitglieder offener darüber sprechen, wie sie darunter gelitten hatten, mit dem "Dritten Reich" assoziiert zu werden. Das Holocaust-Trauma ist so groß, daß es sich egoistisch und banal angehört hätte, vom Leiden der nichtjüdischen Deutschen zu sprechen. Deshalb hatten die nichtjüdischen Mitglieder ihre persönlichen Geschichten nicht erzählen wollen. Aber

dadurch war wiederum die Kommunikation zwischen den christlichen und jüdischen Mitgliedern unterbrochen worden. Wir waren uns inzwischen einig, daß es hilfreich war, wenn das “Opfer” dem “Täter” die Möglichkeit gab, auch über seine Belastungen zu sprechen. Dies würde nicht nur zu einer offenen Kommunikation zwischen beiden Gruppen führen, sondern war möglicherweise auch eine notwendige Voraussetzung dafür, daß der Täter aufrichtig sagen konnte: “Es tut mir leid.”

Einer der christlichen Deutschen war dann tatsächlich zu diesem Treffen gekommen, um über seine persönliche Geschichte zu sprechen, die natürlich auch Ereignisse vor und während des Zweiten Weltkrieges mit einschloß. Es war eine bewegende Geschichte. Sein Vater und zwei seiner Freunde waren gegen die Nazis gewesen. Einer der Freunde hatte sich selbst umgebracht. Wie es schien, wollte er lieber tot als ein Nazi sein. Der Vater des Mitglieds war den Nazis jedoch dienlich gewesen, zwar nicht als Soldat, er hatte die Wehrmacht aber mit Lebensmitteln beliefert. Auch hier blieb wiederum der Eindruck, daß er gewußt haben dürfte, was geschah. Nach dem Krieg war dieser Mann ein schweigsamer Mensch geworden. Er wollte Psychologie studieren, um die menschliche Natur zu verstehen, tat es dann aber doch nicht. Sein Sohn erfüllte dann jedoch die Aufgabe seines Vaters und studierte Psychologie und versuchte nun, das Entsetzen zu verstehen, über das sein Vater nicht sprechen konnte.

Während das nichtjüdische Mitglied vom Schweigen seines Vaters sprach, verließ eines der jüdischen Mitglieder – in deren Haus wir uns getroffen hatten – den Raum und kam mit einer Postkarte zurück, die ihr Vater ihr kurz vor seinem Tod vor fünf Jahren geschickt hatte. Er hatte die Karte mit “Dein schweigsamer und *stummer* Vater” unterschrieben. Sowohl deutsche als auch jüdische Väter hatten nach dem Holocaust jahrelang ein sehr schweigsames Leben geführt. Wir verstanden alle, warum die Kerngruppe für diese Konferenz die Überschrift “*Das Ende der Sprachlosigkeit?*” gewählt hatte. Und sie hatte hinter diese Überschrift auch bewußt ein Fragezeichen gesetzt, da allen klar war, daß diesbezüglich noch sehr viel Arbeit zu leisten war.

Das vierte Treffen – August 1998

Mein viertes Treffen mit der PAKH-Kerngruppe fand am Tag vor dem internationalen Symposium statt. Sie zeigten mir das Programmheft, das auf gelbem Papier gedruckt war, und sprachen über die Implikationen dieser Farbe. Sie hatten sie nicht selbst bestimmt – der Drucker hatte sie ohne Rücksprache ausgewählt –, und die Gruppe war etwas in Sorge, sie könnte Erinnerungen an den gelben Stern wecken, den die Juden während der Nazi-Zeit auf ihrer Kleidung tragen mußten. Aber es war zu spät, daran etwas zu ändern. “Wir [Deutschen] können einfach nicht

davon loskommen”, sagte einer der christlichen Deutschen und meinte damit die deutsche Vergangenheit. Dann erinnerte jedoch jemand daran, daß Gelb für die Chinesen eine “gute” und hoffnungsvolle Farbe war, woraufhin die Gruppe sich schließlich darauf verständigte, sie in diesem Licht zu sehen, statt über anderweitige mögliche Implikationen zu sinnieren.

Nach unseren vorhergehenden Gesprächen hatten die Mitglieder beschlossen, daß wir sechs zu Beginn des Symposiums auf dem Podium sitzen sollten. Jedes Mitglied der Kerngruppe sollte den Zuhörern in einem etwa fünfminütigen Redebeitrag einige wichtige Einzelheiten aus seinem Leben erzählen und darlegen, was sie in erster Instanz zusammengeführt hatte und warum sie über einen so langen Zeitraum hinweg in der Gruppe zusammengearbeitet hatten, um diese Veranstaltung zu organisieren. Im Anschluß daran sollte ich über die “Anatomie” der Vorbereitungen für das Symposium sprechen. Zu diesem Zweck wurde das hier Geschriebene zusammengefaßt. Am Tag vor dem Symposium habe ich den Mitgliedern der Kerngruppe vorgelesen, was ich geschrieben hatte, und sie gefragt, ob es irgendwelche Einwände dagegen gäbe. Alle waren der Meinung, daß wir mit der auszugsweisen Darlegung ihrer persönlichen Geschichten und der Auseinandersetzungen, mit denen sie sich bei der Vorbereitung des Symposiums konfrontiert sahen, veranschaulichen könnten, wie Sprachlosigkeit überwunden werden kann, und daß wir damit auch einen Beitrag zu dem emotionalen Unterton leisten konnten, der zweifellos im Laufe der nächsten beiden Tage zum Vorschein kommen würde. Nach den Erkenntnissen, die wir im Rahmen unserer kleinen Treffen gewonnen hatten, waren wir der Überzeugung, daß die Veranstaltung am erfolgreichsten verlaufen würde, wenn wir die Teilnehmer ermutigten, sowohl auf emotionale als auch auf intellektuelle Fragen in Zusammenhang mit dem Dritten Reich und dem Holocaust einzugehen. Ich glaube, das hat sich als richtig erwiesen. Nach dem Erfolg des Symposiums arbeitet der PAKH inzwischen intensiv an weiteren Projekten, um weiter dazu beizutragen, die Sprachlosigkeit in Deutschland zu beenden.

(Übersetzt von Anni Pott)

Literatur

- Ast, G. (1991): Interviews with Germans about reunification. In: Mind and Human Interaction 2, S. 100-104.
- Bion, W. R. (1961): Experiences in Groups. London; dt. Erfahrungen in Gruppen und andere Schriften. Stuttgart 1971.

- Kestenberg, J., Brenner, I. (1996): *The Last Witness: The Child Survivor of the Holocaust*. Washington, D. C. (Amer. Psychiatric Pr.).
- Moses, R. (1993): *Persistent Shadows of the Holocaust: The Meaning for Those not Directly Affected*. Madison, C. T.; dt.: *Die Bedeutung des Holocaust für nicht direkt Betroffene*. Stuttgart (Fromman) 1992.
- Niederland, W. C. (1961): *The problem of the survivor*. In: *Journal of Hillside Hospital* 10, S. 233-247.
- (1968): *Clinical observations of the ‚survivor syndrome‘*. In: *International Journal of Psycho-Analysis* 49, S. 313-315.
- Volkan, V. D. (1988): *The Need to Have Enemies and Allies: From Clinical Practice to International Relationships*. Northvale, N. J. (Master Wor Edition).
- (1991): *Psychological processes in unofficial diplomacy meetings*. In: *The Psychodynamics of International Relationships*. Bd. II: *Unofficial Diplomacy at Work*, hg. v. V. D. Volkan, J. V. Montville und D. A. Julius Lexington, M. A., S. 207-222.
- (1990): *The question of Germany: A West German’s response*. In: *Mind and Human Interaction* 1, S. 1-4.
- (1997): *Bloodlines: From Ethnic Pride to Ethnic Terrorism*. New York (Westview); dt.: *Blutsgrenzen: Die historischen Wurzeln und die psychologischen Mechanismen ethnischer Konflikte und ihre Bedeutung bei Friedensverhandlungen*. München (Scherz) 1999.
- (1999): *Das Versagen der Diplomatie: Zur Psychoanalyse nationaler, ethnischer und religiöser Konflikte*. Gießen (Psychosozial-Verlag).